

Vergilbte Blätter : eine schlichte Erzählung [Teil 1]

Autor(en): **Rott, Ida**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **6 (1901-1902)**

Heft 8

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-310270>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gesetzbuches, den strafrechtlichen Schutz Minderjähriger betreffend, an die Vorstandsmitglieder und an die Sektionen Zürich-Baselstadt-Biel, welche dem Bund nicht als selbständige Sektionen beigetreten sind.

2. Von den Rechnungsexaminatorinnen Frl. Suter in Suhr und Frl. Bolliger in Biberstein (Kt. Aargau) sind die Vereinsrechnung und die Rechnung über den Pressfonds als richtig befunden passiert worden.

3. Als ausserordentliche Mitglieder sind dem Verein beigetreten: Hr. Dr. Th. Kocher, jun., Hr. Dr. J. Kummer, Hr. Pfarrer Strahm. Frau Richard-Bütikofer, alle in Bern. Von den Damen v. M. und v. T. langte eine Gabe von Fr. 100 ein, die zur Hälfte als Unterstützung einer kranken Lehrerin verwendet werden soll.

4. Unterstützungen: Nach gründlicher Untersuchung jedes einzelnen Falles wurden vier Unterstützungen von Fr. 50, 70, 80 und 150, teils zur Bezahlung von Arztrechnungen, teils für Erholungskuren bewilligt.

5. Die Generalversammlung in Basel wird festgesetzt auf *Samstag* den 7. Juni nachmittags 2 Uhr. Da von keiner Seite ein Referat angemeldet worden, lautet die Traktandenliste wie folgt: *a* bis *e* statutarische Geschäfte. Stellenvermittlung.

In Ausführung einer Anregung der letzten Generalversammlung soll die Einladung zur Generalversammlung in den am meisten gelesenen pädagogischen Zeitungen publiziert werden. Die Anmeldungen sind dieses Jahr direkt an die Sektion Baselstadt zu richten, von welcher Stelle auch die Ausweiskarten zum Bezug der Fahrбилlets zu reduzierten Preisen versendet werden. Schluss 6¹/₂ Uhr.

Der Vorstand.

III. Schenkung.

Der Schweiz. Lehrerinnenverein wurde letzter Tage erfreut durch eine Gabe von Fr. 500, welche die kürzlich verstorbene Frl. M. Trabold zu gunsten unseres Schweiz. Lehrerinnenheims testamentarisch bestimmt hatte. Es bedeutet dieses schöne Vermächtnis wieder einen Schritt zur Erreichung unseres Zieles, der Gründung eines Schweiz. Lehrerinnenheims. Fräulein Trabold hat als gewesene Lehrerin ihrer Sympathie für den Lehrerinnenstand über das Grab hinaus Ausdruck gegeben. Ihr Andenken wird bei uns im Segen bleiben!

Vergilbte Blätter.

Eine schlichte Erzählung von *Ida Rott* †

Mit gütiger Erlaubnis des Verlegers aus den St. Galler-Blättern abgedruckt.

(Fortsetzung.)

„Des Mägdleins Klage?“ lächelte Bonifaz. „Alles habe ich gehört, mein Sohn.“

„Und du sagtest mir doch,“ stiess Eremwulf leidenschaftlich hervor: „Gott sei die Liebe! Das Christentum eine Religion der Liebe, und nur der Liebe!

Warum nun klingt aus dem Munde dieser Gottesmagd, wie du die Klosterfrauen nennst, nichts als Härte, Verdammung und Grausamkeit? Warum, das sage mir?“

„Wie sprichst du, geliebter Bruder?“ fiel Hathumar salbungsvoll ein: „als ob der Zorn unserer frommen Mitschwester im Herrn, ein böser, ungerechtfertigter sei? Wohl flehte auch ich, du sahest es ja, auf meinen Knien zum

Himmel, er möchte die Schwester mit Geduld stärken und es ihr gelingen lassen, die noch im Dunkeln suchende, irrende junge Seele zum Gekreuzigten zu bringen.“ Er unterbrach seine Rede, indem er sich zu Bonifacius, der anscheinend in tiefen Gedanken versunken dastand, wandte: „That ich Recht daran, Meister?“

„So du aus aufrichtigem Herzen gebetet, thatest du recht,“ entgegnete der Apostel ernst: „Und du, mein truziger Wulf, was blickstest du so finster? Künde mir, gewann ich dich anders als durch die Macht der Liebe und des wahren, lautern Evangelios? Bist du nicht freiwillig mit mir gezogen? Hast du nicht aus eigenem Antriebe das Joch dessen auf dich genommen, der da sagt: ‚Mein Joch ist sanft und meine Bürde leicht?‘ du, ja du.“

Der Jüngling ergriff mit aufwallendem Gefühl die gebotene Hand: „Sieh', ich möchte auch sagen, wie vorhin die unbekannte Maid: ‚Du bist gut! O so gut! aber es gibt finstere Gesellen, gleissnerische Heuchler, die mich mit ihrem Thun, ihrem Verdrehen der Heilswahrheiten irre machen an dem neuen Glauben. Bruder! Bruder! was ist Wahrheit und wo ist Wahrheit?‘“

„Mein Sohn, was soll ich dir sagen, dir Ruhe und Frieden zu geben? Suche sie nur ernstlich unter Beten und Ringen die Wahrheit, und du wirst sie finden. Ohne Kampf, innern und äussern, verläuft keines Menschen Leben. Wahrlich ich sage dir, du wärest ein schlechter Kämpfe der frohen Botschaft, die dir durch mich, des Herrn schwaches Werkzeug, geworden, unwürdig, so du so schnell ins Wanken gerietest: Vergiss nicht, dass wir allesamt Menschen und Sünder sind, und richte künftig nimmer so voreilig — und nun kommt meine Brüder, hier ist ein Bote, der uns zur Mahlzeit entbietet!“

„Wülflein, Wülflein,“ murmelte Hathumar ingrimmig vor sich hin: „deines Schüttelns, deines gleissnerischen Heuchlers und des Blickes, den du mir dabei zugeworfen, will ich dir gedenken, warte nur, warte!“

In der geräumigen Halle harrte Addula, inmitten ihres Konventes stehend, der Ankunft ihrer Gäste.

Eremwulfs Falkenauge flog gleich beim Eintritt suchend über die Versammlung hin und blieb aufleuchtend auf dem Angesichte eines wunderbar anmutigen Mädleins haften, das keine klösterliche Gewandung trug. Das musste sie sein: „Erendrudis“ — und neben ihr die kleine, alte, graue Nonne mit den geschlitzten Aeuglein, dem zahnlosen Mund, das war die andere, die böse Muhme, die die holde Maid grausam gefangen hielt und sie mit schlimmen Worten quälte. „Kein Zweifel!“ Der Jüngling ballte die Hand: „Aber ich — ich werde sie befreien.“ Sein Genosse, der mit demütig gesenktem Haupte hinter ihm her schritt, beobachtete ihn trotzdem scharf. Plötzlich gewahrte auch er die liebliche Mädchenblume und einen Augenblick bedeckte Purpurglut seine blassen Züge: „Wülflein! Wülflein hüte dich!“

Während der Mahlzeit las, wie es damals in den Klöstern Sitte war, gleichsam um, wie sich die Chroniken jener Zeit ausdrücken, dieselbe zu heiligen. Gregor, ein Enkel der Aebtissin, ein fünfzehnjähriger Knabe, der vorübergehend bei ihr auf Besuch war, aus der Bibel vor. Bonifacius lauschte dem jugendlichen Vorleser mit Genuss, denn der Kleine las mit Ausdruck und sichtlicher Begeisterung. Nach beendetem Mahle wendete der Apostel sich daher freundlich an ihn, und dem Knaben die Hand auf den Scheitel legend, forschte er liebevoll: „Mein Sohn, du liesest schon recht gut, verstehst du wohl aber auch, was du liesest?“

Gregor, der, wie sein Biograph wörtlich aussagt, „noch dachte und redete wie ein Kind“, meinte, er verstehe alles gar wohl. Doch als er nun das eben

Gelesene in seinen eigenen Worten wieder geben sollte, wollte ihm das nicht gelingen. Da fing denn Bonifacius an und predigte über das Gehörte vor Addula und ihrer ganzen Klosterfamilie mit so glühender, hinreissender Beredtsamkeit, dass alle Zuhörer davon gewaltig ergriffen wurden und wie bezaubert dastanden. Besonders der Knabe schien sein Auge nimmer von dem, wie von oben verklärt dastehenden Redner wenden zu können, und noch lange, nachdem das Amen verhallt, stand er, in sich gekehrt, an der gleichen Stelle. Noch eine andere war dem Apostel näher und immer näher gekommen, wie von unsichtbarer Macht dazu getrieben, und wie er nun geendet, schlug eine süsse Stimme an sein Ohr: „Bist du Christus?“ Erendrudis stand vor ihm, die Arme wie in bangen Zweifeln befangen über der Brust gekreuzt, auf dem schönen Gesichtchen schwermütig sinnender Ernst.

„Nein, mein Kind, ich bin nur sein Diener, sein Sendbote.“

„Sein Bote? dann kommst du also gerade vom Himmel?“ fragte sie weiter, ohne ihm Zeit zu lassen, seinen begonnenen Satz zu vollenden. „Auch das nicht, siehst du meine Tochter?“ Bonifacius streckte mit herzwinnender Freundlichkeit die Hand nach ihr aus, und wie unter dem Banne seiner klaren Augen, legte sie langsam die ihre hinein. „Siehst du, meine Tochter,“ wiederholte er seine vorigen Worte: „Schon da ich noch ein Kind war, hörte ich von Gott, dem Vater und von seinem Sohne, unserm Erlöser, erzählen, und lernte zu ihnen betend meine kleinen Hände emporheben. Und je mehr ich vernahm, desto mehr wurde ich zu ihnen hingezogen, und immer heftiger drängte es mich, mein Leben ganz dem zu weihen, der in seiner unendlichen Liebe sich für uns hingegen. So wurde aus dem Knaben ein Mann, und dieser konnte nun nicht länger sein heisses Sehnen, das ihn mit Allgewalt trieb, hinauszuziehen in fremde Lande, den Heiden das Evangelium zu verkünden, bezwingen. Vater, Mutter, Geschwister, Freunde und Heimat, alles verliess ich, um meinem Gotte zu dienen. In eure Wälder bin ich gekommen, gleich den Jüngern des Herrn, die auch einst in die Welt hinaus gezogen, den Menschen das Brot des Lebens, das Wasser des Heils zu bringen. Was das Kind geträumt, der Jüngling ersehnt, der Mann möchte es nun ausführen! Sprich, Mädchen, muss es nicht ein mächtiger, barmherziger Gott sein, für den ich alles, alles lassen konnte, was das Dasein angenehm macht? In dessen Dienste ich frohgemut in eure unwirtbaren Gegenden eindringe und mein Leben euch preisgebe? Denn ob Ihr mir auch den Leib tötet, so es mein Schöpfer in seinem weisen Ratschluss also beschlossen, ohne dessen Willen kein Haar von meinem Haupte fällt, so fürchte ich mich dennoch nicht, könnet ihr doch die Seele mir nicht morden, ich weiss, dass mein Erlöser lebt, und wenn ich meine sterbliche Hülle ablege, hebt er mich empor zu sich ins Himmelreich.“

Bonifacius schwieg und das Heidenkind blickte andachtsvoll wie zu einer Gottheit zu ihm auf: „Du bist gut!“ flüsterte sie endlich: „aber nicht alle Christen sind gut.“ Ihre Stimme erhob sich, als sie leidenschaftlich fortfuhr: „Warum, wenn dein Gott ein barmherziger Gott ist, ein Gott der Liebe, wie Mutter Addula sagt, tötet Ihr unser Volk, zerstört unsere Götter, vernichtet Ihr unsern Glauben?“

„Leider, meine Tochter,“ unterbrach der Apostel Erendrudis Anklage, „sind nicht alle Christen gut. Auch bei deinem Volke wirst du nicht nur edle Menschen finden; aber mein Gott ist gut und stark, und sein Sohn ist für uns, für dich und mich, für alle künftigen Geschlechter in die Welt gekommen, für uns

ist er am Kreuz gestorben, sein Blut errang uns Vergebung der Sünden. Soll ich dir erzählen, wie Christus einst die Kindlein zu sich kommen liess, wie er zu ihnen sprach, wie er sie segnete?“ Und Bonifaz zog das Mägdlein näher und sprach zu ihr in einfachen, schlichten Worten. Erendrudis lauschte mit seltsamem Ausdruck auf ihrem sprechenden Gesichtchen, von dem man, wie in einem Glase die wechselnden Empfindungen ablesen konnte. „Du sprichst schön, heiliger Mann.“ kam es nach langer Pause nachdenklich von ihren Lippen; „aber wenn du nicht selbst im Himmel gewesen, wer sagt dir denn, dass dein Gott dort wohnt? Wer, dass es überhaupt der rechte Gott ist?“ „Das sagt mir das Herz und die heilige Schrift, die teilweise geschrieben ist von den Jüngern des Herrn, die mit ihm wandelten und seine Worte und Weissagungen hörten.“ Das junge Mädchen schüttelte sein Köpfchen: „Wisse, erst heute sah ich den Wodan! Armer Mann, unsre Götter werden dich verderben, weil du gekommen, gegen sie Krieg zu führen!“ „Ich fürchte deine Götter nicht,“ sagte der Apostel, sich hochaufrichtend; „wenn mein Herr für mich ist, wer kann wider mich sein?“ Erendrudis löste ihre Hand aus der seinen: „Du verachtetest sie, drum werden sie leidvoll dein Geschick wenden!“ „Noch einmal, ich fürchte sie nicht!“ sprach er und legte seine Rechte auf das trutzige Köpfchen, „weder den kühnen Thor, noch den wilden Wodan. Allüberall wo ich gehe, stehe, liege oder schlafe, geleitet mich mein Gott, allüberall stehe ich in seiner väterlichen Hut.“ Lange Zeit schwieg das Mädchen, auf einmal aber fuhr sie lebhaft auf: „Und unser Gottesdienst ist doch viel herrlicher, als der eure!“ „Wie meinst du das, lieb Kind?“ fragte Bonifacius lächelnd. „Ich meine, uns, die du thörichte arme Heiden, Gailswinde, die böse Muhme gar Teufelskinder nennst, ist der Himmel näher als euch. Ihr sperrt euch in dumpfe Mauern ein, und nennt den düstern Raum, wo die Brust kaum atmen kann, Gotteshaus; wir aber gehen hinaus in die prächtigen Haine, wo der Himmel blaut, der Sonnenwagen einherfährt, die Vögelein singen. Dort beten wir an, und die Götter können uns sehen, unser Flehen hören.“

„O Mägdlein, wie gibst du dir Mühe, Zweifel heraufzubeschwören, als ob wir nicht überall, sei's unter freiem Himmel, sei's hinter Kirchenmauern, zu unserm Gotte beten könnten! Glaubest du, es gäbe eine einz'ge Stelle in der ganzen, grossen, weiten Welt, wo des Herrn Auge nicht hindringen, sein Ohr nicht hinhören könnte, und wäre es auch durch die dickste Mauer?“ Erendrudis blickte träumerisch zu dem begeisterten Sprecher empor: „Und doch sind sie schöner unsere Vogelbeerbäume, unsre Haselsträucher, die wir den Göttern geweiht und von denen wir Wünschelruten pflücken können, die uns der Erde Schätze offenbaren, als eure Kapellen. Und erst,“ fuhr sie lebhafter werdend weiter: „Die Eiche, die hohe, stolze Eiche! Wie segnend breitet sie nicht ihre Aeste über uns aus, uns schirmend von den dunklen Mächten. Wie so anders, wie so unendlich viel hehrer spricht dieser Baum nicht zu dem Menschenherzen als euer Kreuz! Wisse, heiliger Mann,“ sie rückte ihm zutraulich näher, anscheinlich nicht beachtend, wie der ganze Nonnenkonvent, sowie die beiden Jünglinge einen Kreis um sie gebildet, „nahe bei meiner schönen Heimat, nach der ich mich so sehr sehne“ — ihre Stimme bebte — „wie das gefangene Vögelein nach Freiheit, also bei meiner Heimat, Gicesmere heisst der Ort (Geismar im Amte Gudensberg), steht auf einsamer Höhe ein gar herrlicher Eichenbaum, dem Thor geweiht. O, den solltest du sehen und dann unsre Priester hören, wie sie erzählen von dem mächtigen Gotte. Solltest erfahren wie er die Sterb-

lichen behütet und das Land Früchte hervorbringen lässt, hundert- und tausendfältig.“ „Ich werde sie sehen die stolze, einsame Donarseiche,“ versetzte Bonifacius, und seine Augen leuchteten auf: „Ich werde zu ihr hingehen! Wie nun, Erendrudis, wenn ich Hand an sie legte? Wenn ich sie mit Hülfe meines Gottes, im Namen des Kreuzes, das dir so gering erscheint, niederschmetterte, in Atome zersplitterte?“

Das Mädchen fuhr zurück, seine Blicke sprühten, drohend hob es die Hand:

„Dann weh dir, Christ, Miölnir wird schrecklich dich richten!“

„Wir werden sehen,“ sprach der Apostel sanft: „Auch du wirst noch glauben und das Kreuz auf dich nehmen!“ Damit wandte er sich zur Aebtissin. Schon wollte die Nonne Galswinde ihre junge Schutzbefohlene wieder unter ihre grauen Fittiche nehmen, als Eremwulf, dessen Blicke unverwandt auf dem lieblichen Mädchenantlitze geruht, plötzlich zwischen die beiden Frauen trat und zu Erendrudis gewendet, die wie bezaubert zu der trutzigen Jünglingsgestalt aufsaß, leise raunte: „Sei getrost, Erendrudis, Eremwulf wird dich befreien, harre bis morgen.“ So leis hatte er diese wenigen Worte geflüstert, dass weder Hathumar, der ihm nachgeschlichen, noch die Ordensschwester einen Laut davon vernommen. Wie im Traume liess sich die Maid jetzt wegführen. Unter der Thüre wandte sie noch einmal den Blick: „Wo war er nur hin, der hübsche Fremdling? Hatte sie wachend geträumt?“ In diesem Momente begegnete ihr suchendes Auge dem glühenden, schwarzen, gierigen Hathumars, und unwillkürlich zusammenschauernd verliess sie die Halle: „O, der — der ist nicht gut!“

II.

Tiefe, nächtliche Stille herrschte balde, nach den eben erzählten Vorgängen im Kloster Pfalzel. Der Schlummer schien sich über alle die Zellenbewohner erquickend ausgebreitet zu haben. Doch nein! Da knarrte eine Thüre, und auf flücht'gen Sohlen huschte Gregor, der Knabe, durch den Gang. Vor der Pforte seiner Grossmutter blieb er ein Weilchen tiefaufatmend, wie überlegend stehen, dann trat er ein. „Grossmutter!“ rief er schon von der Thüre her: „Ich will mit dem fremden Manne ziehen!“ Seine Wangen glühten, und aus seinen Augen sprühte das Feuer eines festen, begeisterten Entschlusses. Vergebens stellte ihm die erschrockene Addula, die ihren Enkel zärtlich liebte, die Mühsale, Entbehungen und Gefahren, die das Leben eines Apostels mit sich bringe, vor. Vergebens sagte sie ihm: „Wir kennen ihn ja nicht einmal näher, den Mann, mit dem du ziehen willst, noch wissen wir, wohin er geht.“ Der Knabe blieb fest: „Wisse, wenn du mir kein Pferd geben willst, dass ich mit dem Mönche reite, so werde ich fürwahr zu Fusse ihm nachfolgen.“ Lange bekämpfte die Aebtissin sein Vorhaben; doch als sie einsehen musste, er sei nicht davon abzubringen, liess sie, wie der Chronist meldet: „die geistige Liebe über die natürliche Zuneigung obsiegen“, und versprach, wenn auch traurigen Herzens, ihm mit Dienern und Pferden auszurüsten, also dass er fürder die dornenvolle Pilgerfahrt des Apostels teilen könne. Es schien der frommen Frau auf einmal, als spräche derselbe Geist aus ihrem Enkel, der einst die Jünger des Herrn ergriffen, da sie auf sein Wort ihre Väter verliessen, ihre Netze hinwarfen, um fortan Menschenfischer zu sein, die, wie der Psalmist sagt: „wegen des Wortes von den Lippen des Herrn harte Wege verfolgten!“ Der Knabe jubelte und warf sich der geliebten Grossmutter ungestüm in die Arme, die ihn mit beben-

dem Munde küsste und segnete und dem Schutze des Allmächtigen empfahl. Wusste sie doch besser, als der im Leben noch unerfahrene Junge, dass es wahrlich nicht leicht war, das Los, das er sich freiwillig auferlegen wollte. Denn Gregor, das Kind ihres Sohnes Alberich, war bislang in Reichtum, Glanz und Ueberfluss erzogen worden. Würde er ausharren? Ja, er harrte bewunderungswürdig aus! Das sei hier vorgreifend gleich erwähnt. Bonifacius gewann in Gregor, nachmaligem Bischof von Utrecht, einen treuen Genossen, der bis zu seinem Märtyrertode unentwegt neben ihm stand, sein Streben teilend und das Banner des Kreuzes hochhaltend.

(Fortsetzung folgt.)

Sprechsaal.

Un grain. Plusieurs de mes correspondants faisaient le procès, l'autre jour de ceux qui, dans notre profession, apportent à leur besogne quotidienne l'esprit un peu trop froid et trop méticuleux du „fonctionnaire“. Ils critiquaient, chez quelques uns d'entre nous, la disposition à railler tout ce qui est dévouement gratuit, en dehors des heures „réglementaires“ et des „prescriptions administratives.“ Ils se plaignaient du discrédit dans lequel semble tomber le mot *zèle*. Ils réclamaient le droit de se donner sans espoir de récompense ni de salaire. Et ils essayaient même, dans leur naïveté, de nous faire croire à tous que c'était là, au fond, le vrai, le seul moyen de bien faire notre besogne et d'y trouver de la joie.

Un de mes amis, un sceptique aimable, qui lit parfois mes articles et veut bien, à l'occasion, les commenter d'un mot bref, s'arrêta longtemps sur les deux lettres, que je citais ce jour là, puis, me rendant le journal avec un sourire:

„Quels excellents jobards que vos correspondants!“ me dit-il. Et, avec un hochement de tête, il ajouta: „*Ils ont un grain!*“

Je n'ai pas contredit mon ami. Car j'ai bien peur qu'il n'ait raison, que nous ne soyons un grand nombre dans l'enseignement, à posséder le fameux „grain“. Et puis, comme je me résigne assez volontiers, pour ma part, à l'idée d'être un „jobard“, je ne me sens à aucun degré le devoir de défendre les autres contre la même accusation.

Il est si bon d'être un jobard! Si bon de savoir donner ses efforts sans les mesurer trop exactement, et de se montrer assez mauvais économiste de sa peine pour ne pas être trop amèrement déçu si l'on n'en obtient pas l'équivalent exact en honneur ou en argent! Etre jobard, dans notre métier surtout, c'est rajeunir par un acte de foi sans cesse renouvelé, la provision de force qui est en nous, c'est s'alléger plus ou moins consciemment, pour tenter des expériences nouvelles, du poids mort des désillusions passées, qui paralyse. Nous pourrions dresser un jour ensemble, si nous en avons le temps, la liste des plus notoires jobards de l'histoire. Elle se confondrait avec celle des plus grands noms de l'humanité, à laquelle on rend en effet des services d'autant plus considérables qu'on lui donne plus en lui demandant moins.

Il y faut le „grain“, sans doute, le „grain“ mystérieux, qui nous fait assez indépendants de nous-mêmes pour nous rendre capables de nous subordonner aux autres et de mettre nos idées et nos enthousiasmes au-dessus de nos ambitions et de nos appétits.